

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 77 (1994)
Heft: 12

Artikel: Zwei geschichtsträchtige Berner Brunnen
Autor: Mäder, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-414060>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Witwen empfiehlt er zu bleiben, wie sie sind (7,40). Paulus glaubt, dass bei einer Ehe zwischen einem Gläubigen und Ungläubigen immer der Ungläubige durch den Gläubigen «geheiligt» werde. Nach ihm darf eine gläubige Frau ihren ungläubigen Mann nicht entlassen. *«Will sich aber der ungläubige Teil scheiden, so mag er sich scheiden.»* 1 Kor. 10-16; Privilegium Paulinum. Für Paulus ist «der Leib nicht für die Unzucht da, sondern für den Herrn» (6,13). Er wünscht sich: *«Alle Menschen wären wie ich.»* 7,7. Im Gegensatz zu diesem zölibatären Denken meint er aber im ersten Brief an Timotheus (falls er echt ist), dass kirchliche Würdenträger sehr wohl verheiratet sein sollen, aber nur einmal. Bischöfe und Diakone sollen «nur einmal verheiratet sein und ihren Kindern und ihrem Hauswesen gut vorstehen». 3,2–13.

Wir sehen, Ehescheidung und Wieder-verheiratung war schon vor 2000 Jahren ein Problem. Damals drohte man mit der Hölle, heute verweigert man dem Gläubigen die Hostie, den heiligen Leib Christi. Ein niederösterreichischer Diözesan-Bischof spielt sogar Grossinquisitor. Er drohte einem Theologie-Pro-

fessor, der für die Spendung der Kommunion für Geschiedene und Wieder-verheiratete eingetreten war, mit der Suspendierung und bezeichnete ihn offen als «Irrlehrer», dem man das Wort entziehen müsse. Paulus hätte seine Freude: *«Es gibt viele Widerspenstige, Schwätzer und Verführer. Die muss man zum Schweigen bringen.»* 1 Tit. 1,10.

Freigeistige und Freireligiöse berühren diese Probleme nicht. Für sie ist die Kommunion nur ein kindlicher Fetischismus, der im Zauberkunststück der Transsubstantiation (= Wesensverwandlung) gipfelt.

«Euch sag ich's, nützlicher als alle Bibeln sind momentan uns unsre Volksschulbibeln! Denn nur ein Narr beugt heute seinen Nacken vor Göttern, die aus Weizenmehl gebacken!»
Arno Holz (1863–1929)

Die Vorstellung von der Vereinigung mit einem Gott durch Essen und Trinken ist ein Ritual, das weit in die Antike zurückreicht. Die Gläubigen (Mysten) der meisten Mysterienreligionen vereinigen sich beim sakralen Mal mit dem gestorbenen und wieder auferstandenen Gott. Isis trank vor dem Tod des Osiris

dessen Blut, das er ihr selbst in einem Weinbecher reichte. Von hier bis zum «Blut Christi» führt ein klar erkennbarer Weg. Der Gedanke der Transsubstantiation war jedoch in den ersten christlichen Jahrhunderten völlig unbekannt. Er drang von den Mysterienreligionen über die gnostische Sekte der Markosier ziemlich spät in den christlichen Kult ein und wurde erst 1215 von Papst Innozenz III. zum Dogma erhoben. Aus dem «Hoc est corpus» – «Dies ist (mein) Leib» – machte der lästernde Volksmund das «Hokuspokus» für Zauberkunststücke.

Noch etwas ist bei der harten Haltung des Papstes und der Kirche verwunderlich: Sie steht in krassem Gegensatz zur barmherzigen Milde, die Menschen, die echte, sogar schwere Schuld auf sich geladen haben, entgegengebracht wird. Diebe, Kinderschänder und Mörder können jederzeit die Kommunion empfangen, falls sie vorher ordnungsgemäss gebeichtet und bereut haben.

Ich glaube, der heilige Geist hat bei dieser Entscheidung den Neunmalweisen des Vatikans bestimmt nicht Pate gestanden.
Rudolf Schmidt

Zwei geschichtsträchtige Berner Brunnen

Auf dem Berner Kornhausplatz, unweit des weltberühmten Zeitglockenturms, steht der **Chindlifresserbrunnen**, durch das Monogramm HG als Werk des Freiburgers Hans Giengs gesichert. Der kinderverzehrende, furchterregende Riese stellt nach «Kulturführer Schweiz» (Ex Libris Verlag, Zürich 1982) eine alte Fasnachtsfigur dar.

Der **Gerechtigkeitsbrunnen** in der gleichnamigen Gasse wurde wohl ebenfalls 1543 von Hans Giengs geschaffen. Das Standbild – Justitia mit verbundenen Augen und Ohren, in den Händen das Richterschwert und die Waage – verkörpert die Tugend der Gerechtigkeit. Die Halbfiguren zu ihren Füßen, **Papst, Sultan, Kaiser, Schultheiss**, sind Allegorien der vier Herrschaftstypen **Autokratie, Theokratie, Monarchie** und **Republik**. Vor einiger Zeit verübten rechtgläubige jurassische Extremisten einen Sprengstoffanschlag auf den Gerechtigkeitsbrunnen. Er wurde fast vollständig zerstört.

Was hat den Künstler bewogen, 1543 in der erst seit fünfzehn Jahren refor-

mierten Stadt diese Brunnenfiguren zu schaffen? Was wollte er dem Volk und den folgenden Generationen vor Augen führen?

Sollte der Chindlifresser die Kinder einschüchtern, damit sie besser gehorchen? Hatte er jemanden schlecht zu machen? Oder sollte er den Menschen ins Gewissen reden? Heute sind viele geneigt zu sagen: ein Ausländer-, ein Judenschreck, eine fotogene, makabre Touristenattraktion.

Ich bin in Bern aufgewachsen. Mein Urgrossvater, geboren 1850, ebenfalls. Den Unterhalt seiner Familie verdiente er an der Kramgasse als Schuhmachermeister. Nach Mass schusterte er über die Waden der feinen Damen reichende Schnürschuhe. Ich hatte eine sehr gute Beziehung zu ihm. Mit Interesse und grosser Freude lauschte ich seinen «Gschichtli» über seine Erlebnisse im damaligen Bern.

Die Zahlungsmoral sei nicht immer die beste gewesen. Es wurde «gnörgelet u gmärtet, äs het kei Gattig ka». Die Schlimmsten aber seien die einschlägig bekannten «Lederhengste» gewesen. Immer wieder hätten sie mit Schlaueit und List versucht, ein Schusterlein zu legen. Durch ihr unsauberes Geschäfts-gewaren seien sie erst noch reich geworden. Solch gefühlshaltige Erlebnisse wirken lange nach, lebenslang.

«Lueg Bueb» sagte der Grossätti, «grad dr Chindlifresser» stelle einen so bösen, habgierigen Mann dar, der auch nicht davor zurückschrecke, unschuldige Kinder zu verzehren.

In seiner Nähe weist aber ein anderer Brunnen darauf hin, dass Justitia dermaleinst für Gerechtigkeit sorgen werde. Nicht nur über den Chindlifresser, über alle Mächtigen und ihre Herrschaftssysteme wird sie unparteiisch zu richten verstehen.

Neulich hat der Chindlifresser im Berner Stadtrat und an einem Podiumsgespräch zu lebhaften Diskussionen geführt. Die Figur, wird von Übereifrigen behauptet, habe von Anfang an einen Juden dargestellt. Gerade zur Zeit, als der Brunnen entstand, seien den Juden immer wieder Ritualmorde angelastet worden (so der Historiker Jakob Tanner aus Basel). Die Geschichtsschnüffler sollen sich ruhig ans Werk machen.

Warum konnte diese antisemitische Deutung auf einmal erblühen, ungeachtet der im Volk verbreiteten Meinung über den karnevalistischen Ursprung der Brunnenfigur?

Obwohl der Schriftsteller Robert Schindel die Diskussion schon vor Jahresfrist ausgelöst hatte, kam sie erst im unmittelbaren Vorfeld der Abstimmung über das «Antirassismus»-Gesetz, welches ein von Bundesrat, Parlament und

Theokratie: Gottesherrschaft, Form des Gemeinschaftslebens, in dem auch das Politische und Soziale vom Religiösen her bestimmt ist, zum Beispiel das Judentum nach der Babylonischen Gefangenschaft.



Gerechtigkeitsbrunnen

Medien irregeführter Souverän am 25. September knapp angenommen hat, ins Rollen. Laut «Berner Zeitung» vom 8. November 1994 schlug Schindel vor, «diesem Stück Stadtgeschichte nachzugehen und dann beim Brunnen eine Tafel zu Ehren der Opfer des Rassismus anzubringen».

Herr Schindel, wir brauchen Ihre Tafel nicht, denn wir sind keine Rassisten, und



Chindlifresserbrunnen

eine nationalsozialistische Vergangenheit haben wir auch nicht! Ihr Vorschlag scheint mir so absurd zu sein wie etwa die Behauptung, das Brunnenwasser fliesse aus einer Quelle des Jordans.

Ich hoffe als Berner und freidenkender Schweizerbürger, dass der Brunnen nicht verunziert oder von Fanatikern gar durch einen Anschlag zerstört wird. Dies hätte schwerwiegende Folgen und würde

Besser eine Statue aus Stein als ein dummer Sohn.

Kein Mensch isst alles, was ihm unter die Augen kommt.

Verzehre nicht den Gewinn aus einer Sache, ehe ihn dir das Schicksal auch wirklich zugeteilt hat.

Die Schätze eines Ungerechten haben keinen Bestand, seine Kinder finden keinen Rest davon.

Gier ist niedrig, man deutet mit dem Finger auf sie.

Hüte dich vor der Verführung zur Habgier, denn sie ist eine schlimme, unheilbare Krankheit.

Widerlich ist, wer für seinen Bauch giert...

Altägyptische Weisheiten

in der Bevölkerung zu einem grundlegenden Gesinnungswandel führen.

Wird die Figur, die seit Jahrhunderten zu unserer Stadt gehört, uns Bernern entfremdet, dürfen andere Meinungen auch nicht mehr sein. Das ginge uns ans Lebendige, nicht der steinernen Figur.

Stehe ich jetzt bereits in der Abseitsfalle des «Antirassismus»-Gesetzes?

Hermann Mäder

Erfolg durch Anpassung und Arbeitslosigkeit

Die Angst grassiert wie eine Lähmungsdroge. Eine Einengung bedrückt uns. Die Krankheit des Opportunismus, Resignation und Gleichgültigkeit breiten sich epidemisch aus. Hauptsächlich unter der verunsicherten, zukunftslosen und ratsuchenden Jugend macht sich Anarchismus breit. Um den aufgestauten Frust loszuwerden, treibt man riskante, aggressive «Spiele» wie Gummiseilspringen oder Autoraserei. Weniger Sportliche flüchten ins Sektentum bis hin zu Mord und Brandstiftung. Auch Drogen und daraus entstehende Probleme drängen unsere Gesellschaft an den Rand des Absturzes. Der Rückzug des Volkes in die Politikverdrossenheit hat zur politischen Abmeldung geführt und ist für die Situation mitverantwortlich. In dieser Konstellation kann eine Demokratie nicht mehr funktionieren.

Die «Wohlgenährten» in den Kaderstellungen der Wirtschaft passen sich zur Sicherung ihres Arbeitsplatzes und aus Bequemlichkeit dem System bedingungslos an. Die Meute der Schwachen und politisch Entkräfteten hat unter dem ständigen Druck am Arbeitsplatz resigniert. Die gefährliche Entwicklung kann nicht als Übergangsstadium von der Hochkonjunktur zur Normalität gewertet werden, die Krise ist zum System geworden.

Wahlen und Abstimmungen werden durch Unwahrheiten, Korruption und millionenteure Propaganda beeinflusst und wunschgemäss dirigiert. Zum Glück fällt das Volk nicht jedes Mal darauf herein.

Mit neuzeitlichen Wörtern wird um sich geschlagen: Strukturbereinigung, Freistellung, Deregulierung, Umstrukturierung, Null- oder Minuswachstum. Die Leistungen der «Wundervollbringer» werden nur nach den Gewinnen bewertet. Bei allgemeinem Wirtschaftswachstum bleibt die Arbeitslosigkeit hoch. Die Armut wächst, und die Reichen werden immer reicher. Von Tag zu Tag wird sie schmerzhafter, die grenzenlose Unverantwortlichkeit der Wirtschaftsgewaltigen in einem untauglichen System.

Nach der EMRK, der Europäischen Menschenrechtskonvention, hat jeder Mensch das Recht auf Arbeit. Es bestehen noch viele andere Organisationen mit dem Ziel, der Menschheit ein würdiges Dasein zu ermöglichen. Die UNO mit ihren 32 Unterorganisationen und ihren repräsentativen Niederlassungen in 15 Städten der Welt verschlingt ungeheure Geldsummen. Der Erfolg muss als sehr bescheiden gewertet werden. Trotz allen Bemühungen wird sich die Lage noch verschlimmern. Die Wirtschaftsbesse und Politiker müssen end-

lich einsehen, dass in ihrem Streben die Wohlfahrt der Menschen besser zu berücksichtigen ist.

Leicht könnte sich ein Chaos anbahnen. Wir Menschen wären so gut vorbereitet wie ein Flugzeug auf einen Absturz. Jeder einzelne muss mehr Selbstverantwortung übernehmen. Zu wünschen wäre auch ein grösseres Einfühlungsvermögen, weniger Egoismus und vor allem mehr Gerechtigkeit. Das könnte der richtige Wegweiser sein.

Wie wäre es zum Beispiel, wenn ein Wirtschaftsboss arbeitslos würde und mit einem minimalen Arbeitslosengeld versuchen müsste, seine Familie durchzubringen, um probenhalber einmal zu fühlen, wie sich als Durchschnittsbürger so lebt? Oder wenn einmal ein Bodenspekulant mit Obdachlosen seine Villa tauschen würde? In Bern wäre zur Zeit genügend Gelegenheit geboten. Wir haben über 600 registrierte schuldlos (es gibt auch andere) obdachlos gewordene Menschen. Mit ihrem bescheidenen Lohn sind sie ganz einfach nicht mehr in der Lage, für eine Wohnung einen horrenden Mietzins zu berappen.

Vielleicht werden uns einige Politiker zeigen, wie man couragiert handeln könnte? Für einmal hätten wir in der sogenannten reichen Schweiz tatsächlich etwas zu feiern.

H. M.